

Hoppe, Heidrun

Die Wahl der Lebensform. Ein herausforderndes Thema für die Schule

Die Deutsche Schule 82 (1990) 2, S. 203-212



Quellenangabe/ Reference:

Hoppe, Heidrun: Die Wahl der Lebensform. Ein herausforderndes Thema für die Schule - In: Die Deutsche Schule 82 (1990) 2, S. 203-212 - URN: urn:nbn:de:0111-pedocs-313065 - DOI: 10.25656/01:31306

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-pedocs-313065>

<https://doi.org/10.25656/01:31306>

Nutzungsbedingungen

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document.

This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Digitalisiert

Mitglied der


Leibniz-Gemeinschaft

Die Deutsche Schule

Zeitschrift für Erziehungswissenschaft,
Bildungspolitik und pädagogische Praxis

82. Jahrgang / Heft 2 / 1990

Horst F. Rupp

Fr. A. W. Diesterweg und die Lehrerbewegung

132

Keinem anderen ihrer Vordenker und Vorkämpfer hat die deutsche Lehrerbewegung so viel zu verdanken wie Diesterweg, dessen 200. Geburtstag wir im Oktober diesen Jahres („gesamtdeutsch“?) feiern. Dieser Erinnerungsaufsatz zeichnet sein bewegtes Leben nach, ordnet die biographischen Linien in die historischen Zusammenhänge des 19. Jahrhunderts ein und fragt nach dem utopischen Gehalt seines Denkens, das auch uns noch vor unerledigte Aufgaben stellt.

Jürgen Oelkers

Anmerkungen zur Reformpädagogik

149

Was war das Besondere an der Epoche, deren Denkfiguren und Bestrebungen wir unter dem Titel „Reformpädagogik“ zusammenfassen? Wie kommt es, daß sie bis heute die pädagogische Reflexion so nachdrücklich beeinflusst? Der Verfasser untersucht die Themen und Taktiken der Reformpädagogik, stellt die Frage nach der intuitiven Dogmatik ihrer Positionen und weist von daher auf den Konflikt zwischen dogmatischen Gewißheiten und empirisch gesicherten Einsichten des pädagogischen Denkens hin.

Christa Uhlig

Zur Aktualität der Reformpädagogik in der DDR

166

Der gesellschaftliche Umbruch, in dem sich die DDR in diesen Monaten befindet, war von Anfang an von reformpädagogischen Ideen und Vorschlägen begleitet, wobei die „Waldorfpädagogik“ offenbar besondere Faszination ausstrahlt. Die Verfasserin, Mitglied der Akademie der Pädagogischen Wissenschaften in Ost-Berlin, zieht eine erste Zwischenbilanz der gegenwärtigen Neuorientierung und fordert, daß die weitverbreitete emotionale Hinwendung zur Reformpädagogik durch ein wissenschaftlich begründetes Traditionsbewußtsein ergänzt werden muß.

Hermann Röhrs

Eine gute Schule im Geiste der Reformpädagogik

173

Wußten Sie, daß schon um die Jahrhundertwende erste Versuche unternommen wurden, die Qualität von Schulen mit empirischen Kriterien zu messen und nach „Rangreihen“ zu ordnen? Dieser Rückblick stellt jene frühen Ansätze einer internationalen Bestandsaufnahme sowohl in Europa wie in den Vereinigten Staaten vor, bilanziert die wichtigsten Ergebnisse und geht abschließend näher auf die zukunfts-trächtigen Erfahrungen mit Reformschulen nach dem „Dalton-Plan“ Helen Parkhursts ein.

Katrin Warnke

„Die andere Seite der neuen Schule“

Zur „Wiederentdeckung der Grenze“ durch Kurt Zeidler

184

Als Erinnerung an den 100. Geburtstag eines großen Reformpädagogen kommt dieser Beitrag zu spät – nicht jedoch, um auf die prinzipielle Aktualität der berühmten Schrift Kurt Zeidlers von 1925 aufmerksam zu machen. Die Verfasserin stellt den Autor vor, beschreibt die Reformpraxis seiner Hamburger Versuchsschule und klärt uns darüber auf, was angesichts dieser bestimmten Erfahrungen das oft zitierte Schlagwort von der „Wiederentdeckung der Grenze“ zu bedeuten hat.

Michael Moll

Gedichte der Opfer

Ein anderer Zugang zur NS-Geschichte in der Schule

193

Dieser Erfahrungsbericht zeigt exemplarisch die Möglichkeiten eines Unterrichts auf, der die Identifikation mit den Opfern in den Mittelpunkt stellt und von daher die Schüler für eine rationale Auseinandersetzung mit dem nationalsozialistischen Terrorregime zu gewinnen sucht.

Heidrun Hoppe

Die Wahl der Lebensform:

ein herausforderndes Thema für die Schule

203

Dieser Beitrag plädiert dafür, die vorhandene Vielfalt privater und familiärer Lebensformen auch im Unterricht zur Sprache zu bringen, vor dem Hintergrund neuer Entwicklungen die Bedeutung von Ehe und Familie zur Diskussion zu stellen und den Wunsch vieler Jugendlicher, sich mit Möglichkeiten der eigenen Lebensplanung zu beschäftigen, stärker als bisher zu berücksichtigen.

Rüdiger Gilsdorf / Martin Rink / Volkmar Stein

Verbesserung der Klassengespräche

Projektbericht zum sozialen Lernen in einer 8. Hauptschulklassse

213

Soziales Lernen kann in der Schule auf verschiedene Weise gefördert werden. Die Autoren berichten sehr anschaulich über die Durchführung eines Projekts, das an dem Verfahren der „Kooperativen Verhaltensmodifikation“ orientiert ist und das darauf zielt, in gemeinsamer Situationsklärung und Planung von Veränderungsschritten zu einer befriedigenden, selbstorganisierten Gesprächskultur im Klassenzimmer zu gelangen.

Wie umweltbewußt sind Schüler?

Ergebnisse einer Befragung von Schülern der Sekundarstufe 1
über ihr Problembewußtsein, ihre Einstellungen und ihr Verhalten
zum Umweltschutz

224

Verhalten sich Schüler in alltäglichen Situationen umweltgerecht? Welches Ursachenbewußtsein im Hinblick auf konkrete Umweltgefährdungen besitzen sie? Welche Maßnahmen des Umweltschutzes schlagen sie vor? Diese Untersuchung stützt sich auf eine schriftliche Befragung von 470 Schülern der Klassen 6 – 10 an verschiedenen Schulen einer Großstadt in Nordrhein-Westfalen.

Karl Neumann

„Vergreisung“ der Schule?

Die Überalterung der Lehrerschaft als Herausforderung
für die Lehrerfortbildung

236

Daß die Lehrerkollegien fast aller unserer Schulen „überaltert“ sind, ist seit langem bekannt. Aber sind sie auch „vergreist“? Was wissen wir genau über die tatsächliche Berufs- und Lebenssituation der älteren Lehrerinnen und Lehrer? Der Autor wertet eine Reihe von Experteninterviews aus, um – über statistisches Datenmaterial hinaus – tiefer in das Problemfeld einzudringen, Forschungslücken erkennbar zu machen und die Aufgaben einer teilnehmerorientierten Lehrerfortbildung zu umreißen.

Nachrichten und Meinungen:

251

- Die Bildungsreform bleibt auf der Tagesordnung
- Ein Plan für die Bildung
- Mit dem Regen und gegen den Wind
- Verständigung über die Richtungen
- Ein friedenspädagogisches Testament
- Erinnerung an Diesterweg

In der Öffentlichkeit werden die Veränderungen, die in den letzten beiden Jahrzehnten im Bereich des familiären Zusammenlebens in der Bundesrepublik stattgefunden haben, immer wieder mit Aufmerksamkeit, aber mittlerweile doch ohne größere Aufregung registriert: Das Sinken der Heiratsbereitschaft bei gleichzeitig gestiegenen Scheidungsziffern¹, die wachsende Zahl der Ein-Eltern-Familien und die der freiwilligen ledigen Mütter. „Ehen ohne Trauschein“ gibt es nicht mehr nur vorrangig in Studenten- und Akademikerkreisen, sondern auch in allen übrigen sozialen Schichten (Familienalltag 1989, S. 36); diese Lebensform, die in der Öffentlichkeit vor 20 Jahren noch massiv verpönt war, ist inzwischen weitgehend unproblematisch geworden², insbes. wenn das Paar eine spätere Heirat ins Auge faßt.

Von derartigen Entwicklungen hat die Schule bisher noch kaum Notiz genommen, obwohl doch die Jugendlichen der Sekundarstufe I und II in einem Alter sind, in dem Fragen ihrer eigenen Lebensgestaltung und Zukunftsplanung von großem Interesse sein dürften. In den Schulbüchern erscheint meist die traditionelle Familie, also berufstätiger Vater, Hausfrau und Kinder in einem Haushalt; andere Lebensformen gelten als besonders problembelastet oder werden schlicht ignoriert.

Mit diesem Beitrag möchte ich dafür plädieren, auch im Unterricht die vorhandene Vielfalt privater und familiärer Lebensformen zur Sprache zu bringen und vor dem Hintergrund neuer Entwicklungen den Sinn und die Bedeutung von Ehe und Familie zur Diskussion zu stellen. Dafür möchte ich hier einige Anregungen geben.

1. Neue Lebensformen: Was ist daran „neu“?

Verschiedene Formen des Zusammenlebens sind nichts grundsätzlich Neues. Auch früher – z. B. im Anschluß an die Kriege, aber auch aufgrund staatlicher oder kirchlicher Beschränkungen³ – gab es Alleinerziehende, besonders früh oder besonders spät Heiratende, Kinderlose, Stiefeltern, „freie Verhältnisse“ und berufstätige Mütter. Der Unterschied zwischen damals und heute besteht allerdings darin, daß bis in die 60er Jahre dieses Jahrhunderts die *Normalfamilie der Standard* war, von dem die Öffentlichkeit ausging. Abweichungen von diesem Muster waren auffällig und galten als besonders problematisch. Heute ist die Situation anders: Die Sonderfälle sind inzwischen so zahlreich geworden, daß sich das öffentliche Bewußtsein über die Kleinfamilie als „Normalfamilie“ geändert hat. Zudem begreifen immer mehr Menschen ihre Liebes- und Lebensgestaltung als ihre ganz

persönliche Angelegenheit, bei der Staat und Kirche nur auf ausdrücklichen Wunsch in Erscheinung treten sollten⁵.

Mit der Ausbreitung neuer Lebensformen entstehen für den Einzelnen neue Wahlmöglichkeiten, die hinsichtlich ihrer Vorzüge und Nachteile in der jeweiligen Lebenssituation abgewogen werden können (vgl. Rerrich 1989); Unsicherheiten, Probleme und Fragen, die mit solchen Entscheidungen zusammenhängen, spielen für Jugendliche eine wichtige Rolle.

Neue Lebenslaufmuster

Was bedeutet es nun für den Menschen – und damit auch für die Schülerin bzw. den Schüler –, daß die privaten Lebensformen vielfältiger und unterschiedlicher geworden sind? Die Auswirkungen dieser Entwicklung sind oft ganz konkret zu spüren oder zu beobachten. Ich will einmal einen möglichen Lebenslauf skizzieren. Ein Kind wächst z. B. bei den Eltern auf, die sich aber scheiden lassen, als das Kind zehn Jahre alt ist. Nach der Scheidung der Eltern lebt ein Stiefvater im Haushalt. Etwa mit 20 Jahren zieht der oder die junge Erwachsene zu Hause aus, es folgt eine Phase des Alleinlebens, daran schließt sich das Zusammenleben mit Partnerin oder Partner an, vielleicht mit einem gemeinsamen Haushalt, in einer Wohngemeinschaft oder auch in getrennten Wohnungen. Der Kinderwunsch oder das Bedürfnis, den Wunsch nach Stabilität der Beziehung mit einer Geste zu unterstreichen, kann der Grund für eine Eheschließung sein, wobei Heirat und die Geburt des 1. Kindes nicht unbedingt im Alter zwischen zwanzig und dreißig liegen, sondern u. U. wesentlich später. Vielleicht trennen sich die Partner, evtl. gehen sie nach einer Zeit des Alleinlebens neue Bindungen ein. Jedenfalls folgt auf die Phase des Zusammenlebens mit Kind bzw. Kindern eine längere Zeitspanne, die der oder die ältere Erwachsene ohne Kinder – sei es allein oder mit einem Partner – verbringen wird (vgl. Furstenberg 1987).

Verlängerte Jugendphase: Komplizierte Identitätsbildung und Gelegenheit zum Experiment

Gerade die verlängerte Phase des Jugendalters – der Eintritt ins Erwerbsleben hat sich in den letzten Jahrzehnten immer weiter hinausgeschoben – bietet m. E. gute Chancen für die Persönlichkeitsentwicklung und Spielraum zum gedanklichen oder tatsächlichen Experiment. Junge Menschen können heute über Alternativen in ihrem Lebensweg nachdenken und diese ggf. auch praktizieren, weil ihre beruflichen und familiären Weichen allgemein später gestellt werden, sie aber dennoch materiell relativ gut abgesichert sind. Noch vor einer Generation hat der überwiegende Anteil der Jugendlichen bereits mit 14, 15 oder 16 Jahren mit der Berufsausbildung begonnen und damit frühzeitig ein Stück „Ernst des Lebens“ kennengelernt; das ist heute deutlich später der Fall.

Das Verlassen der Herkunftsfamilie und die Gründung der eigenen Familie findet zudem meist nicht mehr zur selben Zeit statt, sondern es ist ein neuer Lebensabschnitt entstanden: die Zeit der jungen Erwachsenen (Spätadoleszenz). In dieser Zeit machen die jungen Leute eine Reihe von Erfahrungen,

die für frühere Generationen meist gar nicht zur Debatte standen oder erst durch Eheschließung und Familiengründung möglich waren. Gleichzeitig hat die Heirat für die Gestaltung des Alltags an Bedeutung verloren: In aller Regel bleiben beide Partner, Frau und Mann, erwerbstätig, oft haben sie schon vorher in einem gemeinsamen Haushalt zusammengelebt, so daß eine spürbare Umstellung der alltäglichen Lebensweise meist erst mit der Geburt von Kindern einhergeht.

In der sozialwissenschaftlichen Diskussion werden die Besonderheiten, die heute bei Jugendlichen mit dieser Lebensphase und ihrer Identitätsbildung verbunden sind, seit längerem beschrieben und begrifflich zu fassen gesucht. Erikson belegte in seiner Jugendtheorie die Phase des Erwachsenwerdens mit dem Begriff des „psycho-sozialen Moratoriums“ und beschrieb damit die Lebensspanne, in der der junge Mensch sich selbständig orientiert, experimentiert, um schließlich „seinen“ Ort zu finden, „eine Nische, die fest umrissen und doch wie einzig für ihn gemacht ist“ (Erikson 1973, S. 137 f). Der in Eriksons Modell gespannte Bogen, der sich von der Kindheit über die offene Jugendphase zur Identitätsfindung im Erwachsenenalter spannt, scheint heute für immer mehr junge Erwachsene nicht in einer mehr oder weniger gefestigten Identität zu münden, sondern das Ende des Bogens „verheddert“ sich eigentümlich, „franst aus“ in konkurrierende Ziele und Verhaltensmuster, die der Mensch nicht koordinieren kann. „Für eine immer größere Anzahl von jungen Erwachsenen zeichnet sich kein Ende des Moratoriums ab, sie können also im Sinne von Erikson nicht erwachsen werden. Sie finden keine berufliche Integration und sie bauen sich nicht mehr die kleinfamiliäre Basis, die der Identität den dauerhaften psychosozialen Nährboden bietet“ (Keupp 1989, S. 59).

Derartige Prozesse des Suchens, der Verunsicherung und des Experiments werden in der Literatur einerseits als Chance gesehen (Christa Wolf: „Freude aus Verunsicherung schöpfen“), andererseits aber auch als Gefahr und mit entsprechender Besorgnis registriert. „Meine Befürchtung geht dahin, daß am Ende der Geschichte nicht das autonome bürgerliche Individuum steht und auch nicht das selbstbewußte proletarische Klassenindividuum, sondern ein zunehmend hilfloser werdendes und isoliertes Einzel-Wesen, das nicht so recht weiß, wo es hingehört und ängstlich in die Zukunft blicken muß“ (Baethge 1985, S. 303).

Für diese Zeitspanne, in der sich Jugendliche experimentierend, suchend, verunsichert, aber durchaus auch schöpferisch aus vorhandenen Mustern der Lebensgestaltung ihre „eigenen kleinen lebberen Konstruktionen“ (Keupp) zurechtbasteln, bietet die Schule bisher keine Anregungen, keinen Raum, den eigenen Schwebezustand zu reflektieren und z. B. festzustellen, daß die empfundene spannungsvolle Unruhe und Angst bei der Suche nach einem selbstgestalteten Lebenskonzept und „stimmiger“ Identität kein individuelles, sondern ein durchaus verbreitetes Phänomen ist.

Mit Blick auf den Unterricht scheint es mir wichtig, im Zusammenhang mit dem Thema „Familie“ zunächst einmal die Entwicklung verschiedener Lebens- und Familienformen und ihrer Verbreitung zur Kenntnis zu nehmen und Überlegungen über die Gründe anzustellen, die zur Auflösung

traditioneller Familienformen geführt haben könnten. Ist es u. U. denkbar, daß es demnächst als „leichtsinig“ angesehen wird, jemanden zu heiraten, mit dem man zuvor nicht wenigstens für einen längeren Zeitraum „nur so“ zusammengelebt hat – so wie es etwa früher – insbesondere für Frauen – als „leichtsinig“ galt, vor der Ehe sexuelle Beziehungen aufzunehmen?

In dem Zusammenhang können früher als „abweichend“ oder „unnormale“ erlebte Lebensformen von diesem Makel befreit werden. Wenn im baden-württembergischen oder im bayerischen Lehrplan z. B. vermerkt wird, auf Kinder aus Einelternfamilien sei „Rücksicht“ zu nehmen, dann vermute ich, daß die Einelternfamilien von den Lehrplangestaltern noch immer als besonders problembelastet eingeschätzt werden, die „normalen“ Familien und deren Kinder dagegen weniger oder gar nicht. Aber diese Einschätzung trifft glücklicherweise für die Einelternfamilien und unglücklicherweise für die herkömmlichen Familien nicht immer zu.

Das Bewußtsein oder die Befürchtung, nicht normal zu leben, nicht dem Standard zu genügen, ist offenbar weit verbreitet. In Interviews z. B., in denen Menschen zu ihrem Alltagsleben befragt werden, beginnen sie oft mit dem Satz: „Also, bei uns ist es insofern anders als in normalen Familien . . .“ und sind dann erleichtert, wenn sie erfahren, daß mittlerweile das „unnormale“ Familienleben höchst normal ist (vgl. Rerrich 1989). Vielleicht gibt es im Unterricht auch solche entlastenden „Aha-Erlebnisse“, wenn die Schülerinnen und Schüler erfahren, daß die von ihnen u. U. als außergewöhnlich und damit als belastend empfundene Lebensform Vor- und Nachteile in sich birgt wie andere Lebensformen auch. Für die Zukunftsplanung der Schülerinnen und Schüler könnte es in dem Zusammenhang interessant sein, einmal die unterschiedlichen Lebensformen hinsichtlich ihrer spezifischen Probleme und Möglichkeiten anzuschauen, um zu sehen, welche Bedürfnisse bei welcher Konstellation offen bleiben bzw. bestmöglich befriedigt werden können.

Individualisierung der Lebensführung

Die Entwicklungen, die ich bisher beschrieben habe, werden innerhalb der Sozialwissenschaft u. a. unter dem Stichwort „Individualisierung der Lebensführung“ diskutiert. Insgesamt kann man damit die Tendenz bezeichnen, daß für die Orientierung des Einzelnen die Familie oder die Gruppe an Bedeutung verliert, und daß gleichzeitig das Individuum mehr Möglichkeiten hat, aber auch unter einen größeren Zwang gerät, seine Biographie selbst zu gestalten. Lebensgestaltung oder Konstruktion der Biographie drückt aus, daß die Menschen heutzutage dazu neigen, das Leben nicht in vorgegebenen Bahnen quasi „über sich ergehen zu lassen“, sondern daß sie Wahl- und Einflußmöglichkeiten bewußter als früher wahrnehmen. Die Familie wird deswegen nicht etwa weniger wichtig, ganz im Gegenteil, sie hat als „Fixpunkt“, als „sicherer Hort“ große Bedeutung; in der Literatur wird im Zusammenhang mit der zunehmenden Individualisierung sogar von einem Sicherheitsbedürfnisdruck gesprochen (Hondrich 1988). Änderungen sind aber insofern zu verzeichnen, als die Familie vermutlich an lebenslanger Prägekraft verloren hat. Andere Sozialisations-

instanzen, z. B. die Schule, der Beruf und verschiedene mögliche Lebensereignisse, wie z. B. Arbeitslosigkeit, Krisen in der Partnerschaft, der Zwang zur Mobilität usw. sind meist so einschneidend, daß sie dem Einzelnen immer wieder Umorientierungen abverlangen. Für die Vorbereitung auf diese Anforderung, mögen wir sie nun begrüßen oder ihre Notwendigkeit bedauern, sollte m. E. bereits die Schule gerade in der Sekundarstufe I und II einen Beitrag leisten.

Die aktuellen Jugendstudien zeigen, daß viele Jugendliche eine diffuse Zukunftsangst haben, wahrscheinlich u. a. hervorgerufen durch die Auflösung traditioneller Bindungen und Berufskarrieren, durch Umweltzerstörung, Ressourcenverknappung und Ohnmachtsgefühle angesichts drängender, zur Entscheidung anstehender Überlebensprobleme. Solche Ängste sollten m. E. im Unterricht zur Sprache kommen und nicht etwa aus der Befürchtung heraus, die Ängste möglicherweise zu verstärken oder keine schlüssige Antwort bereitzuhaben, unbeachtet bleiben.

2. Familie und neue Lebensformen im Sozialkundeunterricht

Das Thema Familie wird in den meisten Bundesländern in der Sekundarstufe I unterrichtet, z. T. in Zusammenarbeit mit anderen Fächern⁶. Im Mittelpunkt steht häufig der Aspekt „Kinder in der Familie“, darüber hinaus soll auch die historische Entwicklung von der Groß- zur Kleinfamilie aufgegriffen werden.

Die Vorgaben und Anregungen der Lehrpläne lassen für die Unterrichtsplanung meist einen großen Freiraum.

Lebensplanung als Unterrichtsthema

Ich meine, daß es im Zusammenhang mit dem Thema „Familie“ wesentlich ist, die Wünsche der Jugendlichen nach Orientierung und Auseinandersetzung mit Möglichkeiten der Zukunftsplanung aufzugreifen, u. a. weil dadurch der komplizierte Prozeß der Orientierung und Identitätsbildung günstig beeinflußt werden könnte. Wichtig fände ich es in dem Zusammenhang, daß die Schülerinnen und Schüler an der Unterrichtsplanung möglichst weitgehend beteiligt werden, also z. B. bei bestimmten Themen, die *ihnen* besonders wichtig sind, Schwerpunkte setzen können.

Eine gemeinsame Unterrichtsplanung auf der Basis von Alternativen, die der Lehrer bzw. die Lehrerin zur Diskussion stellt, kann dazu beitragen, daß der Unterricht nicht über die Köpfe der Schülerinnen und Schüler hinweggeht, daß sie lernen, ihre Interessen klar zu artikulieren, Pro- und Kontraargumente abzuwägen und einen Plan aufzustellen.

Neue Familienformen

Die aktuellen tiefgreifenden Veränderungen von Ehe und Familie und die Relativierung des bürgerlich-christlichen Eheideals könnten m. E. im Unterricht besonders fruchtbar im Zusammenhang mit dem Ideal der Liebeshehe aufgegriffen werden⁷. Der folgende Satz aus dem Interview einer geschiedenen Frau könnte Ausgangspunkt eines Gesprächs sein:

„Da sagte er mir sinngemäß, daß er mich nicht mehr liebt, daß es vorbei ist und daß es ihm selber leid täte, aber es sei nun halt mal so, und ich brauchte auch nicht mehr damit zu rechnen, daß er jemals zu mir zurückkommen würde“ (Else R., 1 Kind, geschieden, Büroangestellte, in: B. Wiegmann 1980, S. 42).

Dieser Text kann anregen, im Unterricht darüber zu sprechen, daß heute bei der Partnerwahl die Liebe, also ein Gefühl, der wichtigste Heiratsgrund ist oder zumindest sein sollte. Früher spielte z. B. die Überlegung, ob die Mitgift der Braut die Existenzprobleme des Hofes oder des Handwerksbetriebes beseitigen kann, eine wichtigere Rolle als Herzensangelegenheiten. Selbstverständlich sollten auch damals Mann und Frau einander schätzen und achten; die Partner sollten einander körperlich nicht gerade als abstoßend empfinden, aber Liebe, vielleicht gar Leidenschaft, waren nicht gefragt⁸.

Heute verbinden sich nicht mehr Familien oder Höfe, sondern Personen wählen einander. Wirtschaftliche Notwendigkeiten oder Zwänge treten stärker in den Hintergrund, so daß die Verwirklichung des persönlichen Glücks nur von der Liebe der Personen zueinander abhängig sein soll. Gerade weil die Liebe der ausschlaggebende Grund für das Zusammenleben der Eheleute sein soll, sind die Erwartungen an die Qualität des Ehelebens hoch, bei Männern wie Frauen, bei Schülerinnen wie Schülern. Die Partner wünschen sich auch durchaus eine dauerhafte Beziehung – darauf läßt u. a. die Hochzeit als nach wie vor hochritualisiertes Ereignis schließen.

Aber den Eheleuten mit ihren je individuellen Eigenarten, Erfahrungen und Bedürfnissen gelingt es nur unter besonders günstigen Bedingungen, die gegenseitige Bewunderung der ersten Zeit im alltäglichen, jahrelangen Zusammenleben zu erhalten und evtl. noch zu vertiefen, wenn es gilt, Streß, Eintönigkeit, Konflikte und kraftraubende Außenanforderungen zu bewältigen, die sich mit der Geburt von Kindern meist noch erhöhen.

Auf die Gefahren, die mit dem Ideal der Liebesheirat für die Stabilität der Verbindung einhergehen bzw. einhergehen können, wies bereits die Schriftstellerin Ricarda Huch zu Beginn unseres Jahrhunderts hin. Die „Überschätzung der Liebe“ ist nach ihrer Auffassung unvereinbar mit der Notwendigkeit der Dauer einer Verbindung, insbesondere wenn man die Verantwortung gegenüber Kindern einbezieht. Da eine Ehe ohne Pflichtgefühl – so R. Huch – nicht bestehen könne, entspreche die Verherrlichung der Liebesheirat tatsächlich einer Angst vor der Ehe und führe dazu, daß Verbindungen schließlich nicht mehr legalisiert würden.

Hohe Scheidungsziffern, wie wir sie seit Jahrzehnten registrieren, sind ein Beleg dafür, daß sich die Idee der Liebesheirat mehr und mehr durchsetzt bzw. durchgesetzt hat. Das Auseinandergehen der Partner ist nicht unbedingt ein Zeichen dafür, daß die Ehe als solche an Wichtigkeit eingebüßt hat, sondern es zeigt eher an, daß die Menschen heutzutage besonders hohe Vorstellungen von der Qualität des Ehelebens haben, die auf die Dauer allerdings von vielen nur schwer oder gar nicht einzulösen sind⁹.

Denn die Liebe ist oft kein so langlebiger Kitt für die Ehe bzw. für das zusammenlebende Paar wie wirtschaftliche Bindungen und Notwendigkeiten¹⁰, vor allem dann, wenn die Partner nicht darauf vorbereitet sind, sich

ihre Liebe immer wieder neu zu erarbeiten. In der Literatur heißt das heute „Beziehungsarbeit“, und darunter ist zu verstehen Aufmerksamkeit, Mitdenken und das Herstellen von Gemeinsamkeit. Konflikte müssen frühzeitig erkannt, die Bedürfnisse des Partners sensibel erspürt, gemeinsame Aufgaben und Interessen entdeckt und gepflegt werden.

Daß die Erhaltung von Liebe mit Arbeit, also mit Beziehungsarbeit, verbunden ist, ist vielen Paaren kaum bewußt. Sie wünschen sich einfach – meist wider besseren Wissens – die anfängliche Verliebtheit, die Leidenschaft, Zärtlichkeit und gegenseitige Anziehung möge doch immer bleiben. Bei dem Versuch, die Spannung in der Beziehung zu erhalten, kommen die Partner manchmal zu Lösungen, die früher unüblich, ja katastrophal waren, z. B. Auszug aus der gemeinsamen Wohnung:

„Der Alltag tötet die Leidenschaft. Ich möchte nicht jeden Morgen sein verknautschtes Gesicht sehen und jeden Abend seine Socken aufsammeln. Ich möchte mich nicht um Mülltüten streiten und auch nicht das Gefühl haben, daß er jederzeit verfügbar ist. Manche sagen: Dann liebst du ihn eben nicht richtig! Aber genau das Gegenteil ist wahr: Gerade weil ich ihn liebe, möchte ich nicht, daß unsere Beziehung an so einem Kleinschleiß kaputtgeht.“ (Annabelle, die nach dreijährigem Zusammenleben aus der gemeinsamen Wohnung auszog, in: Süddeutsche Zeitung am 28. 11. 1989).

Untersuchungen haben ergeben, daß die Beziehungen junger Paare ohne Kinder am lebendigsten, harmonischsten sind, und daß das Familienklima sich mit der Anzahl und dem Alter der Kinder verschlechtert (Familienalltag 1989, S. 28).

Instabile Ehen – Kinder – ökonomische (Un-)Abhängigkeiten

Ich denke, daß Jugendliche daran interessiert sind, über Zusammenhänge und Fragen zu diskutieren, die mit der Stabilität persönlicher Beziehungen und materieller Sicherheiten zusammenhängen. Der folgende Interviewausschnitt könnte die Jugendlichen anregen, sich über die eigenen Wünsche bzgl. ihrer zukünftigen Lebensplanung klarzuwerden:

„Ja, früher hab ich mir das auch mal gedacht, vor ein, zwei Jahren, wenn du heiratest, dann biste versorgt. Ja, brauchst du nicht arbeiten zu gehen, ja. Aber heute, ich weiß nicht, ich glaub, heute denken doch viele Frauen anders, die wollen auch selbständiger sein. Ich glaub, früher hat man sich darauf verlassen, man heiratet, man hat 'nen Mann, Familie und bleibt zu Hause. Heute ist doch fast jede zweite oder dritte Frau berufstätig, und ich glaub auch, wenn man viele fragt, daß die den Beruf gar nicht aufgeben wollen, daß die wirklich im Beruf drinbleiben. Also ich würd immer denken, wenn doch mal 'ne Scheidung oder was kommt und dann sitzt man da. Da hat man weder einen Beruf noch sonst was“ (Arbeiterin in der Bekleidungsbranche, 18 Jahre, ledig, ohne Kinder, in: Eckart 1979, S. 205).

Weil das Scheitern der Ehe einkalkuliert werden muß, bemühen sich Frauen verstärkt um ihre ökonomische Unabhängigkeit – und die ökonomische Unabhängigkeit wiederum vermindert ihre Bereitschaft, eine unbefriedigende Beziehung aufrechtzuerhalten“.

Der beruflichen Orientierung junger Frauen wiederum können die Argumente von Müttern gegenübergestellt werden, die auf die Frage, warum sie nicht wieder berufstätig sind, so geantwortet haben:

Tabelle 1: „Warum sind Sie noch nicht wieder berufstätig?“

Die Kinder brauchen mich zu Hause	59 %
Ich habe gemerkt, daß mir mein Familienleben doch wichtiger ist	28 %
Ich fürchte, Haushalt und Beruf zusammen nicht schaffen zu können	27 %
Ich finde niemanden für die Kinder	20 %
Ich habe noch keine passende Stelle gefunden	18 %
Mein Mann sieht es nicht gerne, wenn ich berufstätig bin	13 %

(nach: Die Situation der Frau in Baden-Württemberg, S. 94)

Liebe durch Arbeit erhalten – nicht zuletzt durch Hausarbeit

Hausarbeit und Liebe – dieser Zusammenhang löst meist nicht gerade übermäßige Neugierde und Aufmerksamkeit aus, sondern insbes. bei Männern, zunächst einmal Abwehr und geringschätziges Heiterkeit. Dennoch erscheint es mir wichtig, im Unterricht auf die häuslichen Aufgaben von Eltern und Kindern einzugehen, denn die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern und Generationen hat auf die Stabilität von Familien durchaus Einfluß.

Ich könnte mir vorstellen, daß das folgende Zitat aus der Brigitte-Studie „Der Mann“ von 1986 die Diskussion in der Klasse über die häusliche Arbeitsverteilung gut in Gang bringt:

„Hausarbeit ist nach wie vor Frauensache. Gefragt nach ihrer Beteiligung an fünfzehn verschiedenen Hausarbeiten, vom Wäschewaschen über Einkaufen und Kochen bis zur Müllbeseitigung, zeigte sich ein und dasselbe Bild: Es ist kein Mann zu sehen, der sie verrichtet, und wenn, dann macht er es ‚nur gelegentlich‘. Dieses Festhalten an der systematischen Nicht-Verrichtung von Hausarbeit zeigt sich unabhängig davon, ob ein Mann eine berufstätige oder eine nicht-berufstätige, eine voll- oder teilzeitbeschäftigte Partnerin hat; auch ist es unabhängig davon, ob ein Mann Vater ist oder nicht. Alle sind sich offenbar einig – zwar nicht in ihrer Einstellung, wohl aber in ihrem tatsächlichen Verhalten –, daß Hausarbeit nicht von ihnen zu verrichten ist.“ (S. Metz-Göckel, U. Müller, 1986, S. 24).

Bei der Interpretation dieses Untersuchungsergebnisses kann auch das Unbehagen so mancher Frau zur Sprache kommen, wenn sie nun auch noch ihre Machtstellung im Haushalt bedroht sieht, wo sie doch Macht in anderen Bereichen noch nicht – oder erst in Ansätzen – erobert hat. Eine Arbeiterin aus der Bekleidungsbranche äußert sich so:

„Ich möchte überhaupt alles selbst haben, meinen ganzen Haushalt, daß mir keiner dazwischenfunk . . . Das will ich ganz selbst machen.“ (aus: Eckart u. a., S. 216).

Durch die verschiedenen Welten, in denen sich Berufs- und Hausarbeit abspielen, kommt es oft zur Entfremdung der Ehepartner: Der berufstätige Ehemann empfindet die häusliche Sphäre nicht als anregend und aufbauend, sondern als lähmend und „unebenbürtig“. Er benötigt, um im Beruf bestehen zu können, andere Verhaltensweisen als die, die das häusliche Klima hervorbringt. „Meine Frau versteht mich nicht!“ klagt so mancher Ehemann und umgekehrt so manche Ehefrau. Durch die Einseitigkeit des Berufslebens kann der Mann den familiären Alltag nicht in seinen anregenden Bereichen wahrnehmen, und die Frau kann durch ihre Distanz zur

Berufswelt nicht nachvollziehen, was ihn bewegt. Die Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau kann so zu Groll und Fremdheit zwischen den Partnern führen, wenn beide nicht über gute Fähigkeiten verfügen, dem entgegenzuarbeiten (vgl. ausführlich Hoppe 1988).

Da ich glaube, daß der alltägliche Kleinkram eine Ehe manchmal mehr belastet als Meinungsunterschiede über weltpolitische Fragen, und da sich das Rollenverständnis der Frau in den letzten Jahren erheblich verändert hat, sollte der Sozialkundeunterricht die Chance nutzen, auf das partnerschaftliche Zusammenleben – in welchen familiären Formen auch immer – bestmöglich vorzubereiten.

Literatur

- Baethge, M., 1985: Individualisierung als Hoffnung und als Verhängnis. In: Soziale Welt 36/1985, S. 299–312.
- Eckart, Christel u. a. 1979: Frauenarbeit in Familie und Fabrik. Frankfurt.
- Erikson, E. H. (1973): Identität und Lebenszyklus, Frankfurt.
- Familienalltag. Ein Report des Deutschen Jugendinstituts, Reinbek 1989.
- Furstenberg, Frank F. 1987: Fortsetzungsehen. Ein neues Lebensmuster und seine Folgen. In: Soziale Welt 1/1987, S. 29–39.
- Hondrich, K.O. 1988: Krise der Leistungsgesellschaft? In: K.O. Hondrich, J. Schumacher (Hg.): Krise der Leistungsgesellschaft? Empirische Analysen zum Engagement in Arbeit, Familie und Politik. Opladen.
- Hoppe, Heidrun 1988: Familienarbeit: Neue Ansprüche – neue Konflikte. In: Gewerkschaftliche Monatshefte 11/1988.
- Huch, Ricarda (1925): Romantische Ehe. In: H. Graf v. Keyserling (Hg.): Das Ehebuch. Celle.
- Institut für Demoskopie Allensbach 1983: Die Situation der Frau in Baden-Württemberg, Stuttgart.
- Keupp, H. (1989): Auf der Suche nach der verlorenen Identität. In: H. Keupp, H. Bilden (Hg.): Verunsicherungen. Das Subjekt im gesellschaftlichen Wandel, Göttingen.
- Metz-Göckel, S., Müller, U. 1986: Der Mann. Die Brigitte-Studie. Weinheim/Basel.
- Rerrich, Maria S. 1989: Neue Lebensformen – Herausforderung und Chance für helfende Berufe. In: Sozial 3/1989.
- Schenk, Herrad (1987, 1988): Freie Liebe – wilde Ehe. Über die allmähliche Auflösung der Ehe durch die Liebe. München.
- Schlegel, Friedrich (1985): Lucinde. Ein Roman. Frankfurt (Erscheinungsjahr 1799).
- Wiegmann, Barbelies 1980: Ende der Hausfrauenehe. Plädoyer gegen eine trügerische Existenzgrundlage. Reinbek.

Anmerkungen

- 1 Zwischen 1961 und 1985 hat sich die Zahl der Ehescheidungen verdoppelt.
- 2 Im Jahre 1963 hielten z. B. noch 87% der Männer und 90% der Frauen zwischen 20 und 30 Jahren die Ehe für „notwendig“; bereits 1978 meinten das nur noch 40% der Männer und 42% der Frauen dieser Altersgruppe. 1976 tolerierten zwei Drittel der Erwachsenen die „Ehe ohne Trauschein“ (Allensbach-Umfrage, zitiert nach Schenk 1988, S. 26). Mittlerweile leben mehr als eine Million Paare unverheiratet zusammen.
Im Unterschied zu früheren „wilden Ehen“ werden heute die unverheiratet

zusammenlebenden Paare nicht durch den Staat, die Kirche oder durch Armut daran gehindert, ihre Verbindung zu legalisieren, sondern sie verzichteten freiwillig darauf, obwohl sie juristisch und steuerlich gegenüber verheirateten Paaren schlechter dastehen.

- 3 Bis ins 20. Jahrhundert hinein wurde bestimmten Berufsgruppen die Eheschließung verweigert, z. B. den Lehrerinnen. Eine Lehrerin, die heiratete, wurde automatisch aus dem Staatsdienst entlassen, so daß Lehrerinnen nicht selten (versteckt) mit ihrem Partner unverheiratet zusammenlebten. Ein zeitgenössisches Arztprotokoll verdeutlicht einige der Belastungen, die in dem Zusammenhang auftauchten: „Vor mir steht ein junges Weib, eine Lehrerin im Alter von 25 Jahren. Vor 14 Tagen habe ich sie zum 3. Mal wegen einer Fehlgeburt operiert. Das unsinnige Gesetz verbietet ihr, will sie nicht ihren ihr lieb gewonnenen Beruf und ihre Existenz opfern, den Mann, dem ihre Liebe gehört, zu heiraten.“ (Der Berliner Arzt Max Hirsch, zit. nach H. Schenk, 1988, S. 109).
- 4 In den großen Städten gab es auch im vorigen Jahrhundert hier und da „freie Verhältnisse“, die oft im Zusammenhang mit sozialistischen Zeitströmungen standen.
- 5 Solche Überlegungen sind nicht völlig neu: Bereits für den Philosophen Schlegel benötigte die wahre Liebe nicht den formalen Akt der Eheschließung. Nach seiner Auffassung verbietet es sich aus dem Wesen der Liebe heraus, die Treue durch äußeren Zwang herstellen zu wollen, denn wo Liebe sei, ergebe sich die Treue von selbst. (F. Schlegel, Lucinde, 1985, S. 58).
- 6 Der baden-württembergische Lehrplan für die Hauptschule sieht bspw. eine Zusammenarbeit mit den Fächern Biologie, Hauswirtschaft/Textiles Werken und Religion vor.
- 7 Hintergrund meiner Ausführungen zu diesem Punkt ist das Buch von Herrad Schenk: „Freie Liebe – wilde Ehe“, in dem die Autorin ihre These erläutert, die nicht-legalisierte „Zweierbeziehung“ sei eine notwendige Konsequenz der Liebesehe (S. 14).
- 8 So war es typisch, daß Männer die Frauen einteilten in „anständige“ Frauen (Mütter, Ehefrauen usw.) und in „verdorbene“ Frauen (Prostituierte, sog. „Leichtlebige“). Mit den „verdorbenen“ Frauen verkehrten die Männer sexuell, aber für eine Heirat kamen sie keinesfalls in Frage. Sozialkritische Schriftsteller der Jahrhundertwende griffen die damalige spießige Moral auf, z. B. Theodor Fontane (Irrungen, Wirrungen; Stine) und Frank Wedekind (Frühlings Erwachen).
- 9 Die hohen Scheidungsziffern sind wohl auch darauf zurückzuführen, daß heute mehr Menschen als früher zugeben (können), daß ihre Ehe gescheitert ist. Früher hielten die Partner u. U. an der Ehe fest, obwohl sie längst gescheitert war, weil die Scheidung als gesellschaftlicher Makel galt. Heute können Ehepartner, die ihre Beziehung als hoffnungslos ansehen, sich ohne Angst vor zusätzlichen Sanktionen scheiden lassen.
- 10 Für diese Annahme spricht auch die relative Stabilität der Ehe nach dem 2. Weltkrieg: Die Familie war der einzige zuverlässige Halt; als „Solidargemeinschaft“ zogen alle gemeinsam „die Karre aus dem Dreck“.
- 11 Die meisten Scheidungsanträge werden von Frauen eingereicht.

Heidrun Hoppe, geb. 1945, Dr. phil., Hochschulassistentin an der Universität Hamburg.

Anschrift: Institut für Didaktik der Politik, Von-Melle-Park 8, 2000 Hamburg 13.